

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 9 (1957)
Heft: 6

Rubrik: Blick auf die Leinwand

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BLICK AUF DIE LEINWAND

Krieg und Frieden

Produktion: USA
Regie: King Vidor
Verleih: Star-Films

ms. Man kann (oder sollte) es als ein unnötiges Unterfangen bezeichnen, daß der gewaltige Roman Tolstois verfilmt wird. Aber angesichts dessen, was der amerikanische Regisseur King Vidor aus der großen epischen Vorlage gemacht hat, darf man seine Ablehnung zurücknehmen. Es ist erstaunlich: hier hat einer nun einen Monsterfilm mit Nuancen zustande gebracht. Das ist soviel, daß man alles, was man sonst noch aussetzen kann, weniger streng bewerten sollte. Gewiß, es ist leicht festzustellen, daß das Romangeschehen veräußerlicht ist, daß das philosophische Gepäck über Bord geworfen wurde, daß die geistige Vorstellungswelt, in welcher Tolstois herrliche Romanfiguren leben, teilweise recht phantasieverhindernd fixiert worden sind. Es fällt nicht schwer, die Abweichungen von der Vorlage zu benennen, die Verkürzungen zu denunzieren. Aber ging es denn anders, als eben zu kürzen? Als eben gewisse, wesentliche Handlungskomplexe herauszugreifen? Als eben, da die Handlung auch noch so kompliziert und weitverzweigt genug ist, in einem bestimmten Grade zu veräußerlichen?

Betrachten wir doch das Resultat: die sittliche Welt Tolstois, sein erfunderisches Genie, sein Dichtertum ist in schönen Massen in dem Film wieder anzutreffen. Bedenkt man etwa, wie verzwickt die Familienverhältnisse und die persönlichen Beziehungen in diesem russischen Roman sind, so ist man daß erstaut, mit welchem Geschick King Vidor diese Verhältnisse in der Exposition erfaßbar gemacht hat, mit welcher Sicherheit er die breiten Erzählströme eingefangen, die gewaltigen Stoffmassen in filmisch übersichtliche Bahnen gelenkt hat. Er hat Geschmack, dieser Vidor, man sehe sich nur einmal die höfischen Szenen an (das ist man aus Hollywood in dieser Diskretion sonst nicht gewohnt). Er ist ein Herrscher über die Massen, über die in den Krieg ziehenden und auf dem Rückzug sich dahinschleppenden Soldaten, über die Krieger in den Schlachten auf eine so souveräne Art, daß man ihn zum Ehren general ernennen müßte und professionelle Feldherren auf ihn eifersüchtig werden könnten. Er hat außerordentliche Genauigkeit in der Besetzung der Rollen: daß die Chargen, wie stets in amerikanischen Filmen, sehr gut besetzt sind, braucht nicht weiter erwähnt zu werden. Aber auch die Hauptfiguren sind hervorragend bestückt. King Vidor hat nicht nur Stars gewählt, sondern eben gute Schauspieler. Henry Fonda, den endlich wieder einmal zu sehen allein schon Glück bedeutet, spielt mit einer psychologischen und geistigen Subtilität sondergleichen den Grafen Pierre Besuchow, den wissenden, duldenden, toleranten Stolperer mit der Nickelbrille. Mel Ferrer ist ein schöner und edler, in der Nuance präsenter Fürst Andrej und genau so lieblich, wie sie hier in Erscheinung und Darstellung der Audrey Hepburn auftritt, hat man sich die Natascha immer vorgestellt. Ein vitaler Koloß als Kutusow ist Oscar Homolka, John Mills gibt der Figur des armen Bauern, der als Geisel verschleppt wird, die Ausstrahlung seiner sympathischen Erscheinung, die er in solchen Rollen stets wesensecht einzusetzen vermag. Vittorio Gassmann endlich wirkt als der zynische Anatol Kuragin, Verführer der zarten Natascha, in jener Weise diskret, in welcher der große Schauspieler, der eine unsympathische Rolle zu gestalten hat und der sie objektiv formt, eine solche Rolle zu spielen als Ehre betrachtet.

Es wäre sicher falsch, von einem Meisterwerk zu sprechen. Meisterwerke der Filmkunst entstehen nur dort, wo ein Schöpfer aus eigener Phantasie schafft. Aber King Vidor ist ein Künstler, der auch bei kommerziell einträglichen Filmen immer Anstand bewahrt, der ein außerordentliches Können beherrscht und eine so kräftige Hand besitzt, daß sich alles zum Guten formt. Er poltert nicht in seinem Monsterfilm, der mehr als dreieinhalb Stunden dauert, er setzt Nuancen noch und noch, schmeichelhaft den Farben zarteste Differenzierungen ab und bewahrt selbst dort, wo er einzelne Szenen des Sentiments ausspielen muß (damit ja jedermann begreift, worum es geht), Zurückhaltung.

Michael Strogoff

(Der Kurier des Zaren)

Produktion: Italien
Regie: C. Gallone
Verleih: Sadfi-Films

ms. Jules Vernes klassischer Abenteuerroman «Der Kurier des Zaren» ist schon zu wiederholten Malen verfilmt worden. Diese neue Adaptation aus der Hand des Italieners Carmine Gallone, des Mannes also, der sonst die Opern seines Heimatlandes im Film aufzuführen pflegt, macht jedem Zuschauer, in dem ein Bubenherz jung geblieben

ist, seinen Spaß. Man verfolgt mit großer Spannung die Geschichte des tapferen Rittmeisters seiner Majestät des Zaren, der eine dringende Botschaft nach Sibirien bringt, wo des Zaren Bruder mit seinen Truppen von den aufständischen Tataren umzingelt ist. Der schneidige Rittmeister Michael Strogoff schleicht sich durch die feindlichen Reihen, besteht ein Abenteuer nach dem anderen, fällt den bösen Tataren in die Hände, kommt aber auch aus diesem Abenteuer schließlich mit heiler Haut davon. Und zuletzt schlägt er noch als Berater seiner Kaiserlichen Hoheit das Heer der Feinde in genialer Schlacht. Auf eines nur kommt es in einem solchen Film an: darauf, daß die Sache Tempo hat – und das hat sie, denn Gallone versteht sich auf den optischen Belcanto –, und darauf auch, daß der Held so untadelig ist, wie man ihn in seinen Bubenphantasien träumte – und tatsächlich, Curd Jürgens



Michael Strogoff (Curd Jürgens) als Kurier des Zaren, Held mancher Abenteuer.

ist ein solcher Held, nicht ohne Furcht, doch ohne Tadel, blond und blauäugig, elegant und reckenhaft groß, schneidig und alle Frauen bezaubernd, den Männern ein aufspornender Anblick und den Feinden ein Alptraum. So reitet er durch die Steppen Sibiriens, so schießt und kämpft er, ungeschlagen noch in den Stunden der Niederlagen.

The Kid

Produktion: USA
Regie: Ch. Chaplin
Verleih: Marzocchi-Films

ms. Mit «The Kid», entstanden 1920, hat Charlie Chaplin zum ersten mal jenen sozialkritischen und missionarischen Ton angeschlagen, der den Grundzug der späteren Filme dieses Genies bilden sollte. Der Film ist nun in einer Reediton herausgekommen, und es kann kein Zweifel bestehen, daß er für die vielen jungen Filmfreunde zu einer erlebnisreichen Begegnung wird.

Der Film hat ein wenig gealtert, bestimmt, und die Mängel, die Chaplins Kunst an sich hat, sind an ihm in besonderem Maße ablesbar. Aber gegen diese Mängel kann man sich, vor dem Film sitzend, nicht verteidigen. Sie gehören – möchte man sagen – zu seiner Tugend. Das ist vorweg der melodramatische Aufschwung, mit dem der Film beginnt: eine Frau setzt ihr Kind aus, und wenn das geschieht, bleibt uns nichts erspart, selbst die Anrufung des Kalvarienberges nicht. Nie vorher und nie nachher mehr ist Chaplin im schlechten Geschmack so weit gegangen. Im Augenblick aber, da Charlot erscheint, verschwindet das Mißbehagen, das den Zuschauer am Anfang befällt. Charlot findet das Kind, nimmt es nach Hause, zieht es auf und kämpft um es, als die Vormundschaftsbehörde kommt, um es in ein Waisenamt zu stecken. Hier überschäumt die Sentimentalität Chaplins – aber in einem so genialen Maße, daß man hingerissen und tief ergriffen erlebt. Die schönste Szene, in ihrer Menschlichkeit rein und strahlend, ist jene Nacht im Armenhaus, wo Charlot mit dem kleinen Knaben unter derselben Decke schläft: Charlot deckt den Knaben zu, damit er nicht friert – das ist in ihrer Unbeholfenheit, in der Komik ihres stummen Stolperns, in der Wehmütigkeit der Liebe eine Geste von so großer Kraft der Rührung, daß man sich der Tränen nicht erwehren kann.

Natürlich fehlen die Szenen grotesker Komik nicht, dazu bietet Charlie mit der schwarzen Melone, dem Stöckchen und den latschigen Schuhen, sein Witz, sein Uebermut und seine Vertracktheit Anlaß genug, und die Kinderszenen sind komisch selbst in ihrer Rührung. Und das Schönste: aus jedem Bild weht einen die Poesie an, die Poesie klingt, wie stets bei Chaplin, aus der Realität an, und ihr bestes Teil ist die Naivität ihres Schöpfers. – Nicht zu vergessen ist, daß das Kind seine Mutter wiederfindet, die nun in reichen Verhältnissen lebt, und daß alles in Minne sich auflöst. Den kleinen Knaben spielt Jackie Coogan, der seinerzeit berühmteste Kinderstar.

Trotz allen Mängeln: «The Kid» ist jenes Werk, meisterlich im ganzen, in welchem Chaplin sich befreite und ganz zu seiner Poesie, seiner Traurigkeit, seiner Unruhe und Rühseligkeit, seinem gesellschaftskritischen Credo fand.

Eine Frau mit schlechtem Ruf

(Difendo il mio amore)

Produktion: Italien
Regie: V. Sherman
Verleih: Gamma-Films

ms. Die Italiener des kommerziellen Films wenden die atmosphärischen Stilmittel des Neorealismus ausgiebig im Melodrama an. Dieser Film ist ein Melodrama. Es erzählt von einem Sensationsjournalisten, der seiner ziemlich darniederliegenden Zeitung wieder auf die Beine helfen will und daher eine ganz große Sache herausbringt. Er geht der Vergangenheit einer ehemaligen Revueschauspielerin, die nun verheiratet ist, nach und findet darin dunkle Flecken. Diese Indiskretion, boulevardhaft unverschämt aufgezogen, droht das Glück der Ehe zu zerstören, aber da der Journalist in seiner sensationshascherischen Hemmungslosigkeit auch vor Lüge und Betrug nicht zurückschreckt und von seiner Zeitung entlassen wird, renkt sich am Schluß alles wieder ein, die Ehe ist gerettet, das Glück wieder hergestellt und der böse Mann hat seine Strafe. Interessant ist an diesem reichlich dick auftragenden, alle Handlungselemente ins Extrem treibenden Film lediglich Vittorio Gaßmann in der Rolle des Journalisten. Gaßmann ist einer der bedeutendsten italienischen Schauspieler der Bühne, erhält im Film aber nie Rollen, die sein bedeutendes Talent ausschöpfen würden. Weil er ein «verbotenes Gesicht» hat, setzt man ihn ohne Unterlaß in derartige Partien ein.



Auch der Polizist wird dieser Halbstarken nicht Meister im Film «The wild one» (rechts Marlon Brando).

Im Schatten des Karakorums

Produktion: Deutschland
Regie: E. Schuhmacher
Verleih: Praesens-Film

ms. Für diesen Film, den E. Schumacher als Begleiter der Deutsch-Oesterreichischen Himalaja-Karakorum-Expedition 1954 gedreht hat, wurden 1955 der Deutsche Bundesfilmpreis für den besten Dokumentarfilm und im gleichen Jahr der Farbenfilmpreis des Festivals von Trento (Gebirgs- und Forschungsfilme) verliehen. Der Film Schuhmachers hat diese Ehrung verdient, gehört er doch in die Reihe der

seriösen Dokumentarfilme, die ihre Sache mit viel Geschick und sauberer Form präsentieren. Das ist kein Bestseller der Natur, kein effekt-hascherisch angelegter Exotenfilm, sondern sein Gang ist ruhig, ganz im Schritt der Bergsteiger gehalten. So hat der Zuschauer Muße, sich den Begegnungen dieser Expedition betrachtend hinzugeben. Der Hauptteil des Films, der mit der Ersteigung eines Siebentausenders endet, ist dem auf einer Höhe von 3000 Meter lebenden kleinen und ethnologisch sonderbaren Volk der Hunsa gewidmet. Das ist ein kleines, abgeschlossenes Reich mit 22000 Einwohnern, die hier unter der Herrschaft eines väterlich milden und strengen Fürsten ihre Aecker bebauen. Brot und Aprikosen sind die Hauptnahrung dieses gesunden Volkes, und es ist nicht übertrieben, zu sagen, daß die Erfindung des «Birchermüslis» auf eben diese Hunsas zurückgeht. Woher stammt dieses Volk, das ein Kulturvolk ist, obwohl es das Rad (!) noch nicht kennt? Es sind Arier, die sich mit den nichtarischen Ureinwohnern vermischt haben, und die Legende will wahr haben, daß die Hunsas sogar Abkommen der Ueberreste der Armee Alexander des Großen sind, die nach Indien gezogen war. Der Film freut den aufgeschlossenen, seiner gemächlichen Gangart sich öffnenden Zuschauer durch seine stille, unaufdringliche Schönheit.

Freu dich des Lebens

Produktion: USA; Fox
Regie: M. Curtiz
Verleih: Fox-Films

ms. In der Gattung der Revuefilme ist die «biographie romancée» des Schlagerkomponisten eine bestimmte Art, und da diese Art melodramatisch ergiebig ist, wird sie in Hollywood oft und ausgiebig gepflegt. Man kann da heitere und düstere Lebensumstände miteinander vermischen, eine Sauce der Sentimentalität, in die einige Tropfen Humor gespritzt wurden, übergießen. Ganz nach diesem Rezept ist auch dieser Film, den Michael Curtiz inszeniert hat, gedreht: er berichtet uns von einem Komponisten- und Autorentrio, das Ende der Zwanzigerjahre den Broadway mit seinen Songs und Revuen beherrschte und sogar Hollywood eroberte. Wie weit die Sache historisch ist, entzieht sich unserer Kenntnis, doch zweifeln wir an der historischen Richtigkeit, weil unseres Wissens Al Johnsons berühmter Schmachtfetzen «Sonny Boy» von keinem Komponisten ihres Namens geschrieben worden ist. Aber man sieht: Hollywood pflegt die Erinnerung an alte Erfolge, es wird sich selbst – cum grano salis – historisch und unterhält dabei die Leute aufs beste. Denn wie immer in derartigen Filmen, sind die Tanzszenen – hier auf die Rhythmen der Blues und Shimmies choreographiert – hervorragend in ihrem Ausdruck des Grotesken, ihrem Temperament und ihrer choreographischen Gestaltung. Und wie immer sind solche Tanzszenen ein kleines Fest der Farbenkomposition. Dan Dailay und Ernest Borgnine spielen Hauptrollen, in denen sie auch etwas zu steppen und zu singen haben, und Sheree North ist eine neue Tänzerin, die ein beachtliches Talent hat.

Er hatte es hoch im Kopf

(Le sang à la tête)

Produktion: Frankreich, Rivers
Regisseur: G. Grangier
Verleih: Monopol

ZS. Auch ein großer schauspielerischer Könner vermag einen allzu rasch fabrizierten Film nicht befriedigend aufzuwerten. Es geht dies über die Grenzen der Darstellungskunst. Die alte Erkenntnis, daß auch ein guter Schauspieler zuerst und zuletzt einen guten Stoff benötigt, daß dieser wichtiger ist als ein Star, wird hier wieder vordemonstriert. Ein Selfmademan vernachlässigt um seines Emporstrebens willen seine Frau, die ihm schließlich mit einem Taugenichts davonläuft. Auf der Suche nach ihr gewinnt er dann nach vielen Demütigungen durch einen Brief von ihr an seinen Vater die Ueberzeugung, daß er mindestens so schuldig ist wie sie, und verspricht, als er sie in einem jämmerlichen Stundenhotel findet, sein Leben zu ändern. Der Stoff ruft zum mindesten nach psychologischer Vertiefung, er hätte zeigen müssen, wie tief die Frau verzweifelt und warum sie derartig in die Irre ging, doch fehlt beinahe der Ansatz dazu. So wird eine sehr anfechtbare Geschichte daraus; denn auch Vernachlässigung ist selbstverständlich kein Grund für eine anständige Frau, Mann und Kinder, die immerhin ihre Qualitäten haben, um eines windigen Burschen willen sitzen zu lassen. Daß der Mann die Schuld auf sich nimmt, ist eine sehr bequeme Lösung, die aber das Verständnis für die treulose Frau nicht erhöht. Auch die Regie ist zerfahren, verliert oft den Hauptfaden, und Gabin läuft ziemlich verloren durch den Film. Die Möglichkeit einer vertieften und motivierten Darstellung der Entwicklung eines altbekannten Konfliktes wurde oberflächlich verpaßt.